

DER BUNDESWIRTSCHAFTSSENAT

IM DIALOG



TILCH VERWALTUNGS GMBH

SVEN TILCH
IM GESPRÄCH MIT
PROF. DR. JO GROEBEL

Grenzgänger zwischen Pflege und Kunst

Als Jugendlicher träumte Sven Tilch davon, Spastikern das Leben zu erleichtern. Doch zunächst startete er mit einer Tischler-Lehre ins Berufsleben, schloss ein Architekturstudium ab und stieg anschließend in den familiären Pflegebetrieb ein, den er 1998 übernahm. Heute umfasst die Tilch Verwaltungsgesellschaft 18 Einrichtungen zur Pflege und Betreuung von Menschen mit Handicap. 2015 wurde das Unternehmen als TOP-Arbeitgeber des Jahres ausgezeichnet.

Sven Tilch im Gespräch mit Prof. Dr. Jo Groebel.

Prof. Dr. Jo Groebel: Lieber Herr Tilch, als ich dieses Gebäude betreten habe, war ich sehr beeindruckt. Göttingen ist eine altherwürdige Universitätsstadt mit zahlreichen Villen. Und in diesem wunderschönen, historischen Gebäude befindet sich eine Einrichtung Ihres Unternehmens. Seit vielen Jahren betreiben Sie Pflegeinstitutionen und haben Ihr Netz immer weiter ausgebaut. Was treibt Sie an?

Sven Tilch: Ich bin sehr gerne mit Menschen zusammen und arbeite mit ihnen. Diejenigen, die zu uns kommen, haben alle ein Handicap: ob pflegebedürftig, manisch-depressiv oder mit Burn-out.

Von physischer bis psychischer Hilfe – damit sind Sie sehr breit aufgestellt.

Ja, wir benötigen auch sehr vielfältige Berufsbilder, das heißt, wir haben um die 415 Mitarbeiter, die im Moment für 780 vollstationäre Betten arbeiten. Darüber hinaus betreiben wir ambulante Dienste und Mehr-Generationen-Häuser. Diese Einrichtungen sind für Menschen ab 18 Jahren. Leider entwickelt es sich in Deutschland so, dass sich auch immer mehr jüngere Menschen in den psychiatrischen Wohnheimen befinden. Wir sitzen hier zum Beispiel in einem Gebäude mit 53 Wohnungen für 55 Menschen, ihr Durchschnittsalter liegt bei knapp 38 Jahren. Gleichzeitig haben wir 41 Forensiker bei uns wohnen.

Forensiker? Haben Sie hier eine geschlossene Abteilung?

Nein, sie ist offen. Wir haben hier Menschen, die in der Sicherheitsverwahrung oder anderweitig untergebracht waren. Denn nach dem Grundgesetz in Deutschland ist

jeder Mensch irgendwann auch wieder frei. Wir sind damit auch eine Nachsorgeeinrichtung gegenüber Psychiatrie und Sicherheitsverwahrungen. Und das leisten unsere Häuser schon seit 1971. Man muss sich diesen Menschen intensiv widmen. Das scheitert oft an den eigenen Vorurteilen.

Vorurteilsfrei, gegenüber einem Menschen, der eine schwere Straftat begangen hat, das stelle ich mir nicht leicht vor.

Ist es auch nicht, aber anders geht es nicht. Jeder Mensch hat Vorurteile, jeder! Man muss sich nur dieser Vorurteile bewusst sein. Wenn man dieses Bewusstsein hat, kann man damit auch umgehen. Sicher gibt es Tage, an denen das nicht möglich ist, dann sollte man sich besser fernhalten. Man muss das immer wieder schulen. Da hilft einem das breite Interesse für verschiedene Dinge, um dann wieder gefestigt in der Person zu sein. Jeder unserer Mitarbeiter muss für sich selbst immer wieder entscheiden, ob er es schafft, solche Menschen zu betreuen.

Ohne Toleranz geht es also nicht...

Leider gibt es in unserer Gesellschaft die Tendenz, dass Menschen fordern, Gewaltverbrecher o.ä. nie mehr in Freiheit zu lassen. Da waren wir vor 20 bis 25 Jahren toleranter, auch gegenüber Behinderten. Häufig muss ich meine Bewohner sogar vor Repressalien der Bevölkerung schützen. Beispielsweise hat ein dementer Bewohner der Seniorenwohnanlage bei einem Nachbarn an die Hecke uriniert. Für den Nachbarn war das ein Straftäter, der weggeschlossen werden muss, ohne dass sie die Hintergründe kennen. Ich habe die Bevölkerung eingeladen, sich bei uns über die Rechtsprechung und das Sozialgesetzbuch zu informieren. Niemand ist gekom-



„Ich bin der Meinung, dass man für das Berufsfeld der Pflege nicht breit genug aufgestellt sein kann. Die Geschäftsführertätigkeit verlangt viel Empathie.“

Sven Tilch

men! Keiner wollte es hören!

Macht sich in der Bevölkerung eine Art Verdrossenheit und Desinteresse breit?

Ja, und ich sehe das mit Sorge. Vor 15 bis 20 Jahren sind die Menschen zu uns gekommen und haben sich offensiv mit diesem Thema beschäftigt. Viele wollen sich heute mit bestimmten Dingen einfach nicht auseinandersetzen. Das haben wir im Bereich Politik schon seit einigen Jahren. Und der Kreis solcher Menschen wird immer größer.

Was bedeutet das für Ihre Einrichtungen?

Die Menschen brauchen so etwas wie ein Zuhause. Das ist es zwar nicht, aber es ist wichtig, dass sie adäquat unterkommen und die einfachen Verrichtungen des täglichen Lebens wiedererkennen. Also aufstehen, sich zurecht machen, zur Bank gehen, einkaufen gehen, zum Friseur gehen. Das trainieren wir. Somit können sie auch wieder alleine wohnen und leben.

In den USA gibt es beinahe schon Brandmarkungen, den modernen Pranger...

Ja, ganz schlimm. Und dahin pendelt unsere Gesellschaft im Moment. Dabei setze ich ein bisschen auf die politische Elite und auf Persönlichkeiten. Früher gab es zum Beispiel Professor Walter Jens. Leider sind solche Personen, die ein gesellschaftliches Regularium waren, nicht mehr so präsent. Sie fehlen uns zunehmend.

Wie kamen Sie auf die Idee, in die Pflege zu gehen?

Zu meiner Jugendzeit wollte ich gerne Spastikern helfen. Damals wurde das Thema viel im Fernsehen aufgegriffen. Meine Eltern waren Lehrer, so hatte ich schon immer mit Sozialberufen zu tun. Gleichwohl habe ich eine Leidenschaft

fürs Handwerk. Ich habe zunächst Tischler gelernt und anschließend Innenarchitektur sowie Kunst studiert.

Handwerk, Kunst und Pflege – wie passt das zusammen?

Ich bin der Meinung, dass man für das Berufsfeld der Pflege nicht breit genug aufgestellt sein kann. Die Geschäftsführertätigkeit verlangt viel Empathie. Schließlich muss man sich um seine Mitarbeiter kümmern. Es gibt Tage wie Heiligabend an Weihnachten und andere Feiertage, da muss auch bei uns gearbeitet werden. Das sind schwierige Tage und Stunden für unsere Mitarbeiter. Dafür sollte man als Unternehmer Gespür haben. Meine Mitarbeiter können mich ansprechen, das wissen sie. Das ist auch keine Belastung für mich, denn ich bin sehr gerne in meinem Unternehmen unterwegs. Mein Hintergrund hilft mir die komplexen Anforderungen, die das Unternehmerdasein mit sich bringt, zu bewältigen.

Wie haben Sie den Sprung von der Architektur zur Pflege geschafft?

Ich habe drei Brüder. Unsere Eltern waren, wie gesagt, als Lehrer tätig und haben uns dazu erzogen, immer authentisch zu sein, auch wenn wir uns natürlich alle etwas anders entwickelt haben. Nach dem Motto: Lebe deinen Weg und gehe ihn, bewusst und ehrlich. Bei Ideen komme es darauf an, sie umzusetzen, dabei beharrlich zu bleiben. Diese Beharrlichkeit, die haben wir vier Jungs alle. Bei mir zeigt sich das darin, dass ich schon immer ein Grenzgänger bin. Auch im Gesundheitswesen, da ich aus der Kunst und Architektur komme und die Themen ganz anders annehme und angehe. In der Kunst wird viel beobachtet, und so beobachte auch



„Man muss versuchen, sich selbst zu leben. Nach meiner Sicht kann man dann nicht scheitern.“

Sven Tilch mit seinen Eltern

ich sehr stark mein Umfeld. Man muss als Person Wurzeln schlagen, überprüfen, für wen man eigentlich etwas macht. Entweder hat man damit Erfolg oder nicht. Wenn man sich daran hält, dann kann man auch mal 80 Stunden die Woche arbeiten, das tut überhaupt nicht weh, weil es Freude macht.

Sie sagten, dass Ihre Eltern Lehrer gewesen sind – ein schweres Los unter Umständen...

Für mich war es ein schweres Los, für meine Brüder nicht. Damals wollte ich Beschäftigungstherapeut werden. Dafür waren aber meine Zeugnisse zu schlecht. Dann bin ich Tischler geworden. Meine Oma ist allerdings Mitte der 1980er Jahre pflegebedürftig geworden. Meine Mutter hat den Schuldienst quittiert und ihre Mutter gepflegt. Als meine Oma verstorben war, hat meine Mutter sich dafür entschieden, sich als Krankenschwester ausbilden zu lassen. Später wurden wir gefragt, ob wir in der Einliegerwohnung, in der meine Oma gelebt hatte, Menschen pflegen wollen. Damit hatten wir dann ein Pflegeheim mit zwei Betten. Zu dem Zeitpunkt habe ich gerade Architektur und Innenarchitektur sowie Kunst studiert.

Haben Sie Ihr Kunststudium abgebrochen, um in das Pflegeheim mit zwei Betten einzusteigen?

Ganz so schnell ging es nicht. In den Semesterferien half ich zu Hause aus. Da blühte mein Herz auf, denn ich konnte plötzlich das machen, was ich schon immer machen wollte. Vorher war es an meinen Zeugnissen gescheitert, aber in den Semesterferien konnte ich autodidaktisch bei meinen Eltern helfen. So war ich in den Semesterferien immer in der Pflege, und habe nebenbei das Haus umgebaut, als Hand-

werker, aber auch als Architekt und Innenarchitekt. Nach dem Studium habe ich erst einmal begonnen, in Hamburg zu arbeiten, bei Köhnmann.

Köhnmann, und von diesem namenhaften Architekturbüro wollten Sie wieder weg?

Ja, obwohl Köhnmann mir die Partnerschaft angeboten hatte. Aber ich habe ihm gesagt, dass ich meinen eigenen Weg gehen muss. Er war richtig traurig. Wir haben uns danach auch jahrelang nicht gesprochen. So bin ich nach Hause gegangen, habe ein Heim gebaut, das Mutterhaus von 12 auf 52 Betten vergrößert. Ich bin mit 29 Jahren zur Bank gegangen und habe gesagt, ich brauche sechs Millionen D-Mark.

Das stelle ich mir schwierig vor...

Schon, aber die Bank hat mir vertraut.

Wäre das heute noch denkbar?

Nein, nicht so. Der Chef sagte damals, pass auf, du kriegst das Geld, aber du verdienst nichts. Dein Eigenkapital ist deine Leistung. Du bist die nächsten Jahre Heimleiter, Pflegedienstleiter, Hausmeister in einer Person, aber du verdienst kein Gehalt. Da habe ich gesagt, mach ich! Ich hatte auch kein Auto, ich hatte nichts, wollte ich auch nicht...

Volles Risiko!

Ja! Der Banker wollte nur testen, ob ich wirklich voll dahinter stehe. So ging es plötzlich los, ein größeres Unternehmen zu werden, und zu entscheiden, ob man am Ort bleibt oder in die Welt geht. Wir vergrößerten uns Schritt für Schritt.

Was war die größte Herausforderung?

Der größte Schritt war nicht das Selbstständigmachen, weil ich immer wusste, ich habe meinen eigenen Kopf, sondern dass ich statt einem, drei Standorte hatte. Ich hatte das

Rechtsform:

GmbH

Gründung:

1987

Sitz:

Norheim

Geschäftsführer:

Sven Tilch

Mitarbeiter:

397

Umsatz:

18,5 Millionen Euro

Branche:

Gesundheitswesen, Wäschereibetrieb,
Fleischereibetrieb

Produkte:

Senioren- und Pflegeheime, Behinderteneinrichtungen, Ambulante Pflege, Betreutes Wohnen, Mehrgenerationenhäuser, Heiminterne Tagesstruktur, Ambulant Psychiatrisches Wohnen, Essen auf Rädern, Fleischerei, Wäscherei

Webseite:

www.tilch-pflege.de, www.fleischschmecker.de



Meine wichtigste Entscheidung:

Unternehmer zu werden.

Meine schlechteste Entscheidung:

Der Kauf der Loges-Schule (Fachschule für Physiotherapie).

Meine beste Entscheidung:

Früh, im Alter von 29 Jahren, Unternehmer zu werden.

Schloss Friedland gekauft, neben den Standorten in Norheim und in Friedland. Somit musste ich mich als Geschäftsführer quasi aufteilen. Das war eigentlich der Schritt zu einer Konzernstruktur. Ich musste mich neu erfinden.

Und das in so jungen Jahren. Eine Frage der Einstellung?

Man muss einfach seinen Grundwerten treu bleiben. Wenn man das macht, geht es entweder gut oder nicht. Aber man braucht sich nichts vorzuwerfen. Man muss versuchen, sich selbst zu leben. Nach meiner Sicht kann man dann nicht scheitern. Gut, es muss natürlich etwas sein, das die Menschen benötigen. Ich habe mich durch Aktenstudium mit dem Thema Psychiatrie auseinandergesetzt, habe mir damals das Bundessozialhilfegesetz genommen und es ein Jahr lang studiert. Dabei habe ich erkannt, welche Möglichkeiten es bietet, als Unternehmer behinderte Menschen zu betreuen.

Sie sind Arbeitgeber des Jahres 2015. Was macht einen guten Arbeitgeber aus?

Man muss mit Freude an die Arbeit gehen. Damit meine ich nicht Spaß. Jeder Arbeitgeber hat eine riesige Verantwortung. Auch ich musste länger darüber nachdenken, ob ich das wirklich möchte: jung sein und die Verantwortung für 300 Mitarbeiter und deren Haushalte tragen. Das Wichtigste ist, dass man für alle Mitarbeiter berechenbar ist. Sie müssen alle wissen, für welche Werte der eigene Arbeitgeber steht. Ein Unternehmer braucht Grundwerte, sonst wird er eines Tages scheitern. Ich sehe mich als Kompass für meine Mitarbeiter.

Erfolg basiert nicht nur auf Mitarbeiterzufriedenheit, sondern auch auf Kundenzufriedenheit. Was lassen Sie sich für die Menschen, die Sie betreuen einfallen?

Das Wichtigste ist doch, die Menschen um einen herum mitzunehmen. Wir veranstalten große Konzerte mit dem Göttinger Symphonieorchester für Menschen, die bettlägerig sind. Dazu laden wir sie in die Stadthalle ein. Die Gäste werden mit einem Liegendtransporter gebracht und liegen während des Konzerts zum Teil mit Fusionsständer im Bett.

Welche Rolle spielt Vertrauen in Ihrem Unternehmen?

Jedem Menschen, der in meinem Umfeld ist, vertraue ich zu 100 Prozent, von Anfang an. Umso mehr Mitarbeiter und Führungskräfte von mir wissen, wie ich bin, umso besser können sie das Tagwerk erfüllen. Gleichzeitig bin ich für meine Mitarbeiter immer da, egal in welchem Bereich. Ich weiß nie, wann ich nach Hause komme. Wenn ein Bewohner, ein Angehöriger sagt, „ich brauche dich“, dann

„Im Grunde genommen geht es ständig um Stärken und Schwächen. Also habe ich das geändert und nehme die Stärken der Mitarbeiter in den Blick.“

Sven Tilch im Gespräch mit Prof. Dr. Jo Groebel



bin ich da.

Für jeden da sein, das geht doch über die Führungsaufgabe hinaus, oder?

Ganz am Anfang ging es mir ein paar Mal so, dass ich wegen eines Termins weg musste. Bis mir dann einmal jemand sagte, dass ich das immer sagen würde, wenn ich gebraucht werde. Das ist toll. Ich bekomme von den Menschen, die wir hier betreuen, ein unglaublich ehrliches Feedback. Also habe ich beim nächsten Mal meinen Termin abgesagt und bin sitzen geblieben. Meine Bewohner und Mitarbeiter erden mich sehr schnell. Dafür bin ich ihnen dankbar.

Welche Rolle spielt Weiterbildung bei Ihnen?

Eine sehr große: Seit vielen Jahren gibt es die sogenannte Bereichspflege. In einem Wohnbereich gibt es z.B. fünf Mitarbeiter, die sich um alles kümmern, von A bis Z. In diesem Fall muss man auch Dinge machen, an denen man keinen Spaß hat, und im schlimmsten Fall kommt man irgendwann nicht mehr gerne zur Arbeit. Im Grunde genommen geht es ständig um Stärken und Schwächen. Also habe ich das geändert und nehme die Stärken der Mitarbeiter in den Blick. Somit werden Schwächen proportional klein, weil sich die Menschen in ihrem Bereich entwickeln. Eine Ausbildung zum Pflegedienstleiter dauert zwei Jahre und kostet 40.000 bis 50.000 Euro. Natürlich kann ich jemanden zu etwas zwingen und ihn dadurch unglücklich machen. Man muss aber nicht der beste Pfleger sein, um Pflegedienstleiter zu werden. Da behalte ich lieber den besten Pfleger, dafür habe ich dann jemanden mit Führungsqualitäten. Danach gestalten wir auch unser Fortbildungskonzept.

Spielt dabei auch Job-Rotation eine Rolle?

Das bieten wir seit acht Jahren, insbesondere für Mitarbeiter an, die noch Pflegekraft sind und einmal zum Heimleiter aufsteigen möchten. Die ersten Mitarbeiter, die das gemacht haben, haben mich gefragt, was sie denn falsch gemacht hätten, dass sie jetzt woanders arbeiten müssen. Heute melden sie sich freiwillig und sagen, ich habe ein Examen, lass mich mal da und da hingehen. Der Einzelne wird so ganz anders wahrgenommen. Sie machen einen großen Entwicklungsschub und kommen aber auch wieder zurück.

Welche Freiheiten lassen Sie Ihren Führungskräften?

Das ist von Standort zu Standort unterschiedlich. Ich lasse meine Häuser nicht in ihrem eigenen Saft schmoren. Ich hole die Heimleiter alle zusammen, und dann entscheiden wir gemeinsam, aber das Risiko bleibt bei mir.

Warum lassen Sie das Risiko bei sich?

Letztlich halte ich die Fäden im Hintergrund. Auch ich frage mich immer wieder, in wie weit ich Beteiligung zulassen soll. Stellen Sie sich vor, Sie haben einen tollen Heimleiter und bieten ihm zehn Prozent Beteiligung an. Dann wird er auf einmal unglücklich, wenn das Haus nicht läuft. Er ist ja nicht geübt in solchen Dingen. Ich finde es unfair, auf diese Weise das eigene Risiko zu minimieren. Wenn ein Mitarbeiter das gerne will, dann macht er sich selbstständig. Wir haben immer mal wieder Diskussionen darüber. Aber was ist, wenn Sie mal 300.000 Euro versenken, bei einem Neubau oder ähnlichem? Ich ärgere mich dann genauso wie jeder andere, aber ich habe es über Jahrzehnte trainiert. Deshalb sollte jeder das machen, worin er sich am wohlsten fühlt.

Wie erleben Sie den demographischen Wandel?

Ich finde ihn gar nicht so schlimm. Es ist Gottes Segen und der Erfolg der Medizin und Hygiene, dass wir alt und lebenserfahren werden dürfen. Es ist doch toll, dass wir neunzig, gar hundert Jahre alt werden. Ich bin '63 geboren, gehöre also zu den geburtenstarken Jahrgängen. Ich könnte doch jetzt sagen, ich höre auf, gehe noch einmal an die Uni, werde Jurist und wenn ich gesund bleibe, könnte ich noch fünf- und zwanzigjähriges Betriebsjubiläum einer Kanzlei feiern. Das heißt, in Zukunft bekommen wir junge Menschen, die unheimlich breit ausgebildet sind. Wenn ich etwas in der Politik zu sagen hätte, dann würde ich alle 14 Jahre lang zur Schule gehen lassen statt zwölf oder 13 Jahre. Ich würde ihnen wesentlich mehr Rüstzeug geben. Die Jungen haben alle Zeit der Welt.

Sie erwarten zukünftig ganz andere Lebensläufe, als wir es heute noch gewohnt sind?

Natürlich, wir haben eines Tages Berufsfelder, da war zum Beispiel einer zwanzig Jahre Tiefbauer, zwanzig Jahre Wirtschaftsprüfer und danach Medienmann. Das ist gut und nicht schlecht! Jeden Tag entsteht unheimlich viel Wissen in unseren Köpfen. Das nutzen wir heute noch zu wenig. Die allermeisten Menschen haben doch Lust zu arbeiten. Sie wollen dafür keine Verdienstkreuze, sie wollen Spuren hinterlassen und ihren Erfahrungsschatz weitergeben.

Welche Wünsche haben Sie an die Politik?

Es muss endlich zu einem Imagewandel des Unternehmertums in Deutschland kommen. Die Bewältigung des Flüchtlingszustroms ist zu bewältigen, aber nur mit den Unternehmern. Der Mittelstand kann viel mehr, als alle denken. Wenn die Industrie einen Analphabeten an eine CNC-Maschine setzt, klappt das natürlich nicht. Aber wenn z.B. Handwerker gebraucht werden, dann kann man auch locker einen Flüchtling einstellen und ihm eine Wohnung verschaffen. Überall werden Männer gebraucht, die anpacken können, zum Beispiel im Tiefbau. Während der Arbeit lernen sie die Sprache und die Mentalität kennen. Der Mittelstand als Motor der Integration in Deutschland – ich bin mir sicher, dass das Unternehmertum dann auch einen ganz anderen Stellenwert bekommen würde. Dazu gehört auch, endlich mal etwas gegen die Neid- und Missgunstgesellschaft in Deutschland zu unternehmen.

Welchen Nutzen haben für Sie der BVMW und speziell der Bundeswirtschaftssenat?

Ein großer Vorteil ist, dass der Verband ebenso wie der Bundeswirtschaftssenat unheimlich breit aufgestellt ist. Nur ein Beispiel: Das Thema IT ist sehr wichtig, aber die IT allein wird die Flüchtlingsfrage nicht lösen können. Das zeigt, dass



Vita

Sven Tilch, geboren 1963 in Gronau an der Leine, absolvierte Anfang der 1980er Jahre eine Ausbildung zum Tischler. Nach Abschluss der Lehre holte er das Abitur nach und begann 1987 ein Architektur-Studium an der FH Detmold. Als Architekt arbeitete er bis 1995 für zwei Jahre im Hamburger Architekturbüro Köhnmann. Als selbstständiger Ingenieur und Innenarchitekt brachte Tilch sich zunehmend im elterlichen Unternehmen, dem Senioren- und Pflegeheim Haus Eden, ein, bevor er es 1998 komplett übernahm. Im selben Jahr noch erweiterte er die Pflegeeinrichtung durch den Erwerb des Kur- und Pflegeheims Schloß Friedland sowie des ambulanten Pflegedienstes Friedland. Im Laufe der Jahre wuchs das Unternehmen, sodass Tilch 2002 die Tilch Verwaltungs GmbH gründete. Seitdem sind weitere Pflegeeinrichtungen, Tages- und Bildungsstätten, Mehrgenerationenhäuser, eine Wäscherei und die Produktion sowie der Vertrieb allergenfreier Wurstwaren hinzugekommen. Sven Tilch ist in vielfältigen Gremien auf Bundes-, Landes- und Kommunalebene engagiert.

wir als Unternehmer soziale Themen nicht vernachlässigen dürfen, dass wir Unternehmen einbinden müssen, die im Sozialbereich tätig sind. Diesen Austausch über Branchengrenzen hinweg und auf höchstem Niveau, das bietet nur der Bundeswirtschaftssenat. Eine tolle Entwicklung in letzter Zeit ist, dass immer mehr junge Unternehmer in den Verband und in den Senat kommen. Das ist ein sehr wichtiger Schritt in Richtung Zukunftsfähigkeit.

Danke für das spannende Gespräch.



Kur- und Pflegeheim Schloß Friedland in Friedland

Herausgeber

BVMW – Bundesverband mittelständische Wirtschaft,
Unternehmerverband Deutschlands e.V.

Präsident Mario Ohoven
Mosse Palais, Leipziger Platz 15
10117 Berlin
www.bvmw.de

Februar 2016

Copyright Fotos: Fotostube Hornig und Tilch Verwaltungsgesellschaft mbH

Gestaltung: TEAM WANDRES GmbH